

Leseprobe aus:

**Anette Göttlicher**

**Aus die Maus**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Liv Tyler hat ein Fenster in der Stirn. Das sieht ziemlich blöd aus. Warum fallen mir in den erhabensten Momenten meines Lebens immer die am wenigsten passenden Dinge ein?, frage ich mich und unterdrücke, von mir selbst genervt, ein Stöhnen.

«Alles klar, mein Schatz?», erkundigt sich Paul, fasst zärtlich mein Gesicht am Kinn und dreht es sanft zu sich hin.

«Alles wunderbar», lächle ich seinen besorgten Stirnfalten zu und genieße diesen kleinen Moment der Vorfreude. Ich weiß genau, was jetzt kommt. Trotzdem fühlt es sich jedes Mal wieder an, als würde ich mit einem Herzschrittmacher durch die Sicherheitskontrolle am Flughafen gehen. Paul bekommt einen ganz bestimmten Ausdruck in seinen graugrünen Augen, so einen verwegenen und zugleich hilflosen Ich-muss-dich-jetzt-küssen-Blick. Fast ein wenig bestürzt sieht er aus, wenn er so guckt. Dann kommt er mit seinem Gesicht ganz nahe an meines heran, und ich rieche seine Haut, bevor sie meine berührt. Kurz bevor unsere Nasen kollidieren können, dreht er leicht seinen Kopf, sodass sie aneinander vorbei passen und unsere Lippen sich treffen können. Und dann küsst er mich. Wie jetzt auch. Und Paul schafft es, was ich beinahe verpatzt hätte: Der Moment wird erhaben und einzigartig wie alle vor ihm, in denen Paul mich küsste.

«Excuse me ...», höre ich eine weibliche Stimme. Ich blicke auf. Oh. Ups. Es ist eine Stewardess, falsch, Flugbegleiterin, die dort im Gang steht, nachsichtig lächelnd und mit einem Trolley mit eingepprägtem Känguru an der Hand. Unglaublich. Paul und ich sind die letzten Passagiere im gerade gelandeten Jet. Dass Zeit relativ ist, hat mir schon immer eingeleuchtet. Aber dass sich beim Küssen mit Paul fünf Minuten anfühlen wie wenige Sekunden, überrascht mich immer wieder.

«So sorry», stammle ich und klaube hastig meine Siebensachen zusammen. «Komm, raus hier», zische ich Paul zu, der mal wieder die Ruhe selbst ist. Er zwinkert der Flugbegleiterin zu und sagt leise etwas auf Englisch zu ihr, was ich akustisch nicht verstehe. Ihre Reaktion verrät mir, dass es ein charman-tes Kompliment gewesen sein muss. Sie errötet zart unter ihrer Revlon-Foundation und kichert. Hey, ich meine, das ist eine Flugbegleiterin. Flugbegleiterinnen gehören mit Sicherheit zu der am meisten angebaggerten Berufsgruppe. Die haben durch Übersättigung schon so eine Art Resistenz gegen Komplimente entwickelt. Und wenn eine von ihnen rot wird, sodass sie der Wirkung ihres Puder-Rouges Konkurrenz macht, heißt das schon was. Na ja, er sieht halt auch verdammt gut aus, mein Paul. Groß, blond, breitschultrig geht er da neben mir die Gangway hinunter und lächelt sein unwiderstehliches Großer-Junge-Lächeln. Wer kann da schon nein sagen.

«Guck mal. Liv Tyler hat ein Fenster in der Stirn», teile ich Paul im Flughafenbus mit und deute auf einen Jet von Air New Zealand. Paul kapiert sofort und lacht schallend. Die Flugzeuge der neuseeländischen Flotte haben die Porträts der Stars aus «Herr der Ringe» aufgemalt. «Welcome to Middle Earth» steht in der Herr-der-Ringe-Schrift auf den Jets. Dahinter zeichnen sich leuchtend grüne Hügel ab, der Himmel ist knallblau, und weiße Wolken ziehen rasch und recht niedrig vorüber. Die Luft ist kühl und frisch. Ich kann es kaum glauben. Wir sind in Neuseeland. Die Betonung liegt auf «wir». Paul und ich sind gerade in Mittelerde angekommen. Zusammen. Als Paar.

Das ist deshalb so bemerkenswert, weil es noch vor einem Monat keineswegs so aussah, als könne Paul jemals mehr für mich werden als der berühmte Grund schlafloser Nächte, der Verursacher eines ausgeprägten Oleander-Hasses und der Schul-

dige an verstärktem Zigaretten- und Pfefferminztaalerkonsum. Seinetwegen war ich bis nach Australien geflüchtet. Na ja, das stimmt nicht ganz. Ich hatte den großen Trip nach Down Under unternommen, um endlich auch etwas aus meinem Leben zu machen. Paul war ja in Lesotho und ganz augenscheinlich nicht mal an einer Fernbeziehung mit mir interessiert. Oder wie hätte ich es sonst deuten sollen, dass er mir ein paar Wochen nach seinem Abflug kaum mehr mailte, und wenn, dann nur, weil er sich Sorgen um seinen Oleander machte, der auf der Terrasse seiner Haidhausener Wohnung zu erfrieren drohte. Und dann das Highlight der Marie-kommt-sich-blöd-vor-Hitparade: Auf einem Spaziergang im Februar, kurz vor meinem Abflug nach Sydney, traf ich Paul beim Zigarettenkauf in einem Lotto-Toto-Laden am Max-Weber-Platz. Warum auch der sich in München nach ihm verzehrenden Freundin mitteilen, dass das Experiment Lesotho gescheitert war und er schon seit ein paar Tagen wieder in Deutschland weilte.

Aber das ist alles vergeben und vergessen. Oder zumindest vergeben. Denn was danach kam, hätte sich der Drehbuchschreiber der Telenovela «Bianca – Wege zum Glück» kaum besser ausdenken können. (Das heißt jetzt nicht mehr Soap, sondern Telenovela, ist südamerikanischen Ursprungs und wahnsinnig hip.) Pauls Versuch, mir in einer Nacht-und-Nebel-Aktion an den Frankfurter Flughafen nachzureisen, scheiterte am Benzinmangel seines silbernen VW Golfs auf Höhe von Greding bei Nürnberg. Das mit Greding und der Tatsache, dass er mir hinterhergefahren war, erfuhr ich aber erst Wochen später. Schließlich war ich auf dem Ich-mach-was-aus-meinem-Leben-Trip und hatte Besseres zu tun, als GMX abzufragen. Ich lernte neue Leute kennen, entdeckte den australischen Kontinent samt seiner Bewohner und übte mich erfolgreich im Verdrängen eines Mannes namens Paul aus meinen Gedanken. Ende April

las ich dann Pauls gesammelte E-Mails. Sie klangen reumütig, einsichtig und irgendwie verzweifelt. Also zeigte ich mich von meiner gnädigen Seite und lud ihn zum Frühstück ein. Nach Bondi Beach, New South Wales, Sydney, Australien.

Paul war pünktlich, ich kann mich dessen rühmen, dass ein Mann für mich um die halbe Welt gereist ist. Aber das Allerbeste, das, was wirklich zählt: Er ist immer noch bei mir, und wir sehen uns jetzt gemeinsam Neuseeland an. Ich mag dieses Land jetzt schon. Auch wenn Liv Tyler ein Fenster in der Stirn hat.

## **MONTAG, 17. MAI 2004** – IT'S THE END OF THE WORLD AS WE KNOW IT

Hier geht es definitiv nicht mehr weiter. Wir sind im äußersten Norden Neuseelands, in der Nähe des Cape Reinga. Eigentlich wollten wir wirklich das Kap besichtigen. Nach den Postkarten zu urteilen, gibt es dort einen hübschen Leuchtturm und eines der berühmten und hier sehr beliebten Schilder mit zahlreichen Wegweisern, auf denen interessante Informationen stehen wie «Hamburg 16 832 km», «Sydney 2160 km» oder «Los Angeles 10 479 km». Die Neuseeländer haben aus ihrer geographisch etwas benachteiligten Lage geschickt eine Attraktion gemacht. Vor allem für die Europäer fühlt es sich immer wieder toll an: Weiter weg von zu Hause geht nicht.

Einige Kilometer vor Cape Reinga sieht Paul eine Abzweigung. «Bieg doch mal rechts ab», schlägt er vor.  
«Weißt du, wo's da hingeh?»  
«Nö. Aber zum Cape können wir immer noch fahren. Ich finde es da drüben spannender.»

Spannend ist auch die Straße oder das, was auf der Karte als Straße eingezeichnet ist. Sie besteht hauptsächlich aus grobem Kies, der fürchterlich staubt, garniert mit einigen spitzen, großen Brocken.

«Ach, die paar Steine tun uns nichts», beruhigt mich Paul, als ich meine Sorge um die Reifen unseres Mietwagens kundtue.

«Steine? Das sind junge Felsen!», erwidere ich und schlage den siebenundzwanzigsten Haken um ein besonders fieses Reifenkillerexemplar.

«Holla die Waldfee», lacht Paul und hält sich fest, «wenn ich nicht wüsste, dass du eine ausgezeichnete Autofahrerin bist, würde ich mir jetzt in die Hose machen vor Angst!»

Angeblich soll die Straße nach fünfzehn Kilometern ans Meer führen. Sie windet sich jedoch munter durch das neuseeländische Hinterland. Hügelab, hügelab und ringsum nichts als macchieartiger, struppig-niedriger Urwald.

Nach einer halbstündigen Fahrt endet die Piste. Mitten auf einer Wiese. Auf der steht ein kräftiges braunes Pferd. Ich parke neben dem Pferd, das keine Anstalten macht wegzulaufen.

«Hallo Pferd», sage ich und bemerke, dass es sich um ein Wildpferd handeln muss. Zumindest sieht es einigermaßen wild aus, ein bisschen zottelig und irgendwie verwegen. Außerdem ist weit und breit kein Zaun zu sehen. Erst als ich mit meiner ausgestreckten Hand beinahe seine weichen Nüstern berühre, macht es einen Schritt nach hinten. Offensichtlich will es nicht gestreichelt werden.

Wir laufen über die Wiese und gelangen zu einigen mit Strandhafer bewachsenen Sanddünen. Dahinter öffnet sich eine kilometerweite Bucht und gibt den Blick aufs offene Meer frei. Paul und ich bleiben stehen und inhalieren die Aussicht. Der Strand ist absolut menschenleer und leicht rosafarben. Weiße

und graue Wolken ziehen rasch über den ansonsten tiefblauen Himmel.

Als ich mich umdrehe, verdecken die Dünen unseren Kombi, der das einzige Zeichen von Zivilisation weit und breit ist. Ansonsten gibt es hier nichts, was auf Menschen hindeutet. Kein Haus, kein Schiff, kein Flugzeug, keine Straße bis auf die, auf der wir gekommen sind. Und selbst die ist im dichten Dschungel nicht zu erkennen.

«Schau mal, Marie», sagt Paul und deutet auf den Strand vor uns, «man sieht nicht mal Fußspuren von anderen Leuten. Bestimmt sind wir die Ersten, die hier entlanglaufen.»

«Bestimmt», sage ich, und es soll nicht ironisch klingen. Ich weiß, wie Paul das meint. Es spielt keine Rolle, wie viele Touristen vor uns die «Spirits Bay» entlanggewandert sind. In diesem Moment sind wir die Allerersten.

«Schade, dass wir hier nicht bleiben können», seufze ich, als wir nach zwei Stunden Strandwanderung wieder am Auto angekommen sind.

«Wer sagt das?», grinst Paul und fährt fort: «Wenn du auf das berühmte Cape Reinga verzichten kannst, mein Schatz, dann bleiben wir doch einfach bis morgen hier ...»

Er hat Recht. Wir haben zu essen und zu trinken, weil wir heute Morgen einen Großeinkauf bei «Pak 'n' Save» in Kaitaia am Ninety Mile Beach getätigt haben. Alles noch im Auto. Es ist warm und wird auch heute Nacht nicht allzu kühl werden, aber zur Not haben wir sogar Schlafsäcke und Decken im Auto.

«Au ja. Schlafen wir im Auto!», freue ich mich. Erst letzten Monat habe ich im australischen Outback meine Liebe zum Campen entdeckt. Reichlich spät, denn früher haben die Stichworte Campingplatz, Gaskocher oder Schlafsack bei mir eher den Reflex ausgelöst, so schnell wie möglich ein Zimmer in

einem Hotel mit mindestens vier Sternen zu buchen. Warum, weiß ich heute nicht mehr genau. Camping ist super, und gegen ungewaschene Haare (früher meine größte Angst neben der, das Zelt versehentlich auf einem Ameisenhügel aufzuschlagen) gibt es Trockenshampoo.

Später macht Paul ein kleines Feuer in den Dünen. Wir sitzen eng umschlungen im noch warmen Sand, gucken abwechselnd in die Flammen und in den gigantischen Sternenhimmel der Südhalbkugel, lauschen dem Knacken des verbrennenden Holzes und dem Rauschen der See. Ab und zu fischt Paul mit einem Stecken eine Kartoffel aus dem Feuer und füttert mich mit ihrem heißen Inneren. Ich schließe die Augen und beginne ein kleines Gedankenexperiment, das ich schon lange nicht mehr gemacht habe. Ich denke mich Schritt für Schritt weiter weg von Paul und mir am Lagerfeuer an der nördlichsten Bucht Neuseelands. Wir beide in den Dünen des einsamen Strandes. Der Strand am Rande der Nordinsel. Neuseeland im Pazifik. Ozeanien in der südlichen Hemisphäre. Die Welt. Die Erdkugel als einer von vielen Planeten in unserer Galaxie. Unsere Galaxie als eine von vielen in einem unendlichen Meer von Galaxien ... An diesem Punkt wird mir immer ein wenig schwindelig, als ob ich auf dem Oktoberfest zu viel Kettenkarussell gefahren wäre. Ich habe das Gefühl, mit meinem Geist an ein Brett zu stoßen, an eine Bretterwand, an der ein Schild hängt: Bis hierhin und nicht weiter. Die Unendlichkeit ist nicht vorstellbar.

Ich öffne die Augen und sehe direkt in Pauls.

«Wir sind so klein, nicht?», sagt er, als wüsste er, wo ich gerade mit meinen Gedanken war.

«Aber mach dir keine Sorgen. Ich bin bei dir, mein Schatz. Ich bin immer bei dir.»

Raglan auf der Nordinsel Neuseelands ist ein bemerkenswerter Ort. Hier gibt es die einzige links brechende Welle der Welt. Oder die größte. Oder die schönste. Jedenfalls irgendeinen Superlativ, denn den lieben die Kiwis, wie sich die Neuseeländer selbst nennen. Übrigens nach ihrem Wappentier – dem meist übellaunigen, flugunfähigen, ziemlich runden Vogel, der zwanzig Stunden pro Tag schläft und in den übrigen vier im Dunkeln nach Würmern sucht –, nicht nach gleichnamigem Obst. Aber ich klinge schon wie mein abgewetzter «Lonely Planet». Zurück zum Wesentlichen.

Paul und mich (ich kann mich an diesen drei Worten gar nicht satt schreiben und denken) hat es nach Raglan verschlagen. Der Sommer ist noch einmal zurückgekehrt, obwohl es hier eigentlich schon Herbst ist. Wir wohnen in einem entzückenden Backpacker's und haben viel Spaß mit Jed, dem jungen Labrador von Jeremy, dem Besitzer des Hostels. Paul kann nicht nur gut mit Menschen, auch Tiere verfallen postwendend seinem Charme. Er erinnert mich manchmal an Philip, eine Figur aus der Abenteuer-Buchserie von Enid Blyton. Nicht «Fünf Freunde», sondern «Tal der Abenteuer», «See der Abenteuer» und so weiter. Darin ging es auch um zwei Geschwisterpärchen, die ständig in aufregende Gefahren geraten, ihnen mit List und Tücke jedoch stets wieder entrinnen. Philip kam super bei Tieren an. Ich glaube, er war überhaupt einer dieser Supermenschen, die von jedem gemocht werden.

«Süße», reißt Paul mich aus meinen Kindheitsgedanken und krault Jed, der wie hingegossen auf seinen Füßen liegt und ihn bewundernd anstarrt, das schwarze Fell, «was machen wir heute Abend?» Ich liebe es, wenn er «Süße» zu mir sagt.

«Öhm, keine Ahnung», sage ich, «wir könnten in *Nick's Surf Inn* gehen oder in *Brian's Surf Pub* oder ...»

«Hm», meint Paul, «ich glaube, ich habe eine bessere Idee.» Spricht's, erhebt sich vom Küchenstuhl und geht aus dem Raum, «bin gleich wieder da» murmelnd.

«Tja, Jed», informiere ich den Hund, «so ist er nun mal. Ein wandelndes Geheimnis. Aber er kommt sicher bald wieder. Bisher ist er immer wiedergekommen.» Und ich kraule ihn hinter den weichen Schlappohren. Jed zeigt sich von meinen Liebkosungen völlig unbeeindruckt, schüttelt sich, als hätte ihn eine Fliege gekitzelt, und fixiert leise fiepend die Küchentür, aus der Paul gerade entschwand.

Ich lasse das Tier in seiner Verzweiflung allein und gehe auf unser Zimmer, um Postkarten zu schreiben.

*Liebe Vroni,  
viele liebe Grüße aus Raglan, New Zealand. Der Ort ist  
ein bezauberndes Surfer-Kaff mit traumhaften Stränden.  
Mit Paul ist es wundervoll. Wir streiten nie, haben viel  
Spaß zusammen, quatschen stundenlang und haben jede  
Nacht galaktisch guten Sex :-))) (Ich hoffe, Dein Postbote  
liest diese Karte nicht ...) Ich vermisse dich sehr, aber ich  
bin glücklich. Grüß die Mädels von mir, die Biergärten  
und Neuhausen. Bis irgendwann bald,  
Marie*

Was für eine platte Postkarte. Manchmal glaube ich wirklich, dass Glück dumm macht. Man sieht der Karte förmlich das blöde und zufriedene Grinsen an, mit der ich sie geschrieben habe. Vroni aber wird sich freuen, denn sie weiß, dass ich nur dann witzige und geschliffene Texte zu Papier bringen kann, wenn ich leide. Und das tue ich zurzeit wirklich kein bisschen.

Als ich eine Briefmarke mit dem Motiv des Milford Sound auf die Karte klebe, höre ich von draußen Motorengeräusche. Sie ersterben, und eine halbe Minute später füllt Pauls Silhouette den Türrahmen.

«Auf geht's», ruft er und verbreitet sofort gute Laune im Raum, «fahren wir. Nimm ein Handtuch mit und eine warme Jacke.» «Wohin denn?», will ich wissen, aber Paul grinst nur: «Überraschung!»

«Fahren?», fällt mir auf dem Weg nach draußen ein, «aber wir haben doch gar kein ...»

«... Auto!», sagt Paul triumphierend und deutet auf den alten silbernen Mazda, der im Hof parkt. «Das ist unserer. Zumindest für heute Abend. Komm, steig ein!» Ich bin platt wie meine Postkarte. Ich frage gar nicht, wo Paul den Wagen herhat. Sicher hat er ihn der hübschen Bedienung aus *Brian's Surf Pub* mit ein paar Komplimenten und netten Worten abgeschwätzt. Ich möchte es lieber nicht genau wissen. Die Hauptsache ist nämlich, dass er das Auto für mich klargemacht hat. Wie, spielt keine Rolle.

«Holla die Waldfee», sagt Paul in der ersten Kurve, in der der Mazda nach außen driftet wie eine Kuh auf Glatteis, «der reagiert aber komisch!»

«Vermutlich sind die Stoßdämpfer im Eimer», attestiere ich und ernte einen verwunderten Seitenblick von Paul, der am Rechtssteuer sitzt. «Stoßdämpfer?»

«Egal, Hauptsache, er fährt», fahre ich munter fort, «wie weit ist es denn noch?» Nicht, dass sich Paul mir unterlegen fühlt, was das technische Verständnis angeht. Er ist zwar kein typischer Autos-sind-Männersache-Kerl, aber wer weiß. Jungs reagieren da manchmal unberechenbar.

«Etwa fünfundzwanzig Kilometer», lässt Paul sich bereitwillig auf den Themawechsel ein.

Die Straße ist, wie so viele in Neuseeland, ungeteert und windet sich parallel zum Meer durch dichten Urwald. Bald wird die Sonne untergehen. Aber ich habe keine Angst. Paul ist ja bei mir.

Etwa eine Stunde später erreichen wir einen Ort. Ein kleines Fischerdorf schmiegt sich in die grünen Hügel eines Naturhafens. Die Sonne ist gerade dabei, am Horizont zu verschwinden. Paul lenkt den alten Mazda langsam durch das Dorf und hält nach Wegweisern Ausschau.

«Wonach suchst du denn?», will ich wissen, «ich kann dir helfen!»

«Lass mal», meint Paul, drückt kurz meine Hand und lächelt mich an, «Überraschung!»

Dann hat er anscheinend gefunden, was er sucht, denn er biegt rechts ab. Wir fahren durch einen lichten Pinienwald Richtung Meer. Die Straße endet an einem kleinen Parkplatz, auf dem zwei Autos stehen. Paul stellt den Mazda unter einem Baum ab, und wir steigen aus. Es herrscht ein eigentümliches Zwielicht. Der sandige Boden ist noch warm vom Tag, aber von oben spüre ich schon die kühle Abendluft.

«Und jetzt, Paul?»

«Komm mit!» Er nimmt meine Hand, und wir gehen durch die Dünen Richtung Meer. In meinem Magen kribbelt es angenehm. Was hat Paul vor? Womit will er mich überraschen? Während wir nebeneinander durch den warmen Sand stapfen, fasse ich Pauls Hand ein wenig fester. Immer noch bin ich nicht ganz frei von der Angst, ich könnte plötzlich aufwachen aus meinem schönen Traum und es wäre ein grauer, paulloser Montagmorgen in meinem IKEA-Bett in München-Neuhausen. Ja, ich habe lange gewartet auf diesen Mann, ich habe viel auf mich genommen und oft ziemlich gelitten. Zur Belohnung für die teilweise harte Zeit habe ich nun, was ich mir so sehr gewünscht habe:

Ich bin mit ihm zusammen, mit dem Mann meiner Träume. Klingt logisch, oder? Eben. Genau das beunruhigt mich. Denn das Leben pflegt nicht logisch zu sein, man bekommt selten, was man verdient, und ausgleichende Gerechtigkeit ist auch etwas, woran nur naive Menschen noch wirklich glauben.

Wir haben die Dünen hinter uns gelassen und treten auf einen weiten, menschenleeren Strand. Die Besitzer der zwei geparkten Autos sind uns beim Marsch durch die Dünen entgegengewandert und haben aufgeräumt «Hi guys» gerufen. Nun sind wir ganz alleine. Der Himmel über dem Meer ist noch rosa, orange und rot von der gerade untergegangenen Sonne.

«Es ist wunderschön hier», flüstere ich Paul gerührt zu.

«Extra für dich», grinst er, «und jetzt gehen wir baden!»

«Baden?» Ich runzle die Stirn. «Ist es dafür nicht ein bisschen zu frisch?»

«Wart ab», freut sich Paul über meine zweifelnde Miene und zieht mich ein weiteres Stückchen Richtung Wasser. In den feuchten Sand haben die Besucher, die vor uns da waren, ein paar große Löcher gebuddelt, in denen das Wasser steht. Paul nimmt seinen Rucksack herunter und packt einen kleinen Spaten aus. Damit beginnt er, die größte Pfütze zu vertiefen. Ich stehe ein bisschen unmotiviert (um nicht zu sagen dumm) rum und betrachte verliebt die Muskeln seiner Arme, die unter seinem T-Shirt spielen. Als Paul fertig mit Schaufeln ist, wirft er den Spaten zur Seite, dreht sich zu mir um und sagt: «So, und jetzt ziehen wir uns aus, mein Schatz ...»

Ehe ich mich's versehe, ist Paul selbst aus seinen Klamotten geschlüpft und steht nackt vor mir. «Na los, worauf wartest du? Die Badewanne ist fertig!» Als ich mich immer noch nicht rühre, greift er mein T-Shirt am Saum und zieht es mir über den Kopf. «Kleine Diva», grinst er, «bloß selber keinen Finger rühren!» Schwupp, liegt mein BH im Sand, und mit einer weiteren